



Jim



Alfonso de Toro

## Identitäten, System, Differenz: Ein Rückblick in die Zukunft

Mit einem *Akzent*\* leben, denken, lesen und schreiben

Klaus Meyer-Minnemann, Dieter Ingenschay  
und Michael Rössner in tiefer Dankbarkeit und  
alter Verbundenheit gewidmet.

Zwei Leidenschaften sollten mein Leben auf unterschiedliche Weise bestimmen, prägen und formen, meinem Leben bis heute einen Sinn geben. Es sind zwei Schicksale, die mich auf eine permanente Reise schickten: die Musik und die Literatur. Die erste ermöglichte mir zu träumen und zu wagen, zu wandern und zu entdecken, auszuprobieren und das Unmögliche zu versuchen. Die zweite gab mir einen Beruf und die Möglichkeit zu gestalten. Gemeinsam haben beide das Systemhafte, das Verborgene und das Geheimnisvolle.

Die Musik brachte mich in den Jahren 1969–1972 zu Claudio Arrau nach New York, von dort im Jahre 1970 nach London und schließlich nach München. Ich konnte nicht ahnen, wie entscheidend diese Stadt für meine Zukunft in Deutschland werden sollte, als ich mich am 22. Dezember in der Wilhelmsstr. 3 in Schwabing niederließ.

Die Begegnung mit Claudio Arrau, dem Klaviergenie des 20. Jahrhunderts, das in den 20er und 30er Jahren als neuer Mozart bzw. neuer Liszt gefeiert wurde, war für mein weiteres Leben von unermesslicher Bedeutung. Arrau erfand Chopin und Liszt neu, holte sie raus aus der Ecke der billigen, träumerischen und klischeehaft stürmischen Romantik, die sich in kitschiger und affektierter Virtuosität erschöpfte. Schumann, Schubert oder Brahms und vor allem Beethoven wurden von Arrau neu entdeckt und interpretiert. Arrau war unter allen herausragenden Pianisten der Zeit, und es waren wahrlich Titanen dabei, wie Horowitz, Rubinstein, Richter, Gilels,

---

\* Ich verdanke Marta Segarra, „Parler, écrire et penser avec un accent. La construction d’une identité diasporique, hybride et genrée chez Mélikah Abdelmoumen“ die Verwendung des „*penser avec un accent*“ in ihrem inspirierenden und innovativen Beitrag im Rahmen der Tagung des Frankoromanistenverbandes im September 2016 in Saarbrücken, Konzept, das auf Rosi Braidotti. „Thinking with an Accent: Françoise Collin, *Les cahiers du Grif*, and French Feminism“. In: *Signs* 39/3 (Spring 1965), 597–626, zurückgeht.

Kempff, Schnabel, der herausragendste von allen. Arrau war eines meiner zwei prägenden Vorbilder, von dem ich ganz besonders lernte, erst von meinen Vorspielen bei ihm in den darauffolgenden Jahren und dann durch ein Buch mit dem Titel *Zen in der Kunst des Bogenschießens*<sup>1</sup>, das Arrau mir in der Lehmkuhl-Buchhandlung in der Schwabinger Leopoldstraße kaufte. Durch diese beiden Erfahrungen lernte ich, dass aufrichtige und seriöse Musik (wie später Wissenschaft) nicht aus Moden, aus Zwang, aus Eitelkeit entsteht, sondern dass gute Musik (oder Wissenschaft) schlicht aus einem natürlichen Begehren hervorgeht, das sich aus Respekt und Demut gegenüber dem Gegenstand selbst ergibt. Aufrichtigkeit stand in dieser Auffassung im Mittelpunkt. Meine Begegnung mit Arrau vermittelte mir Erfahrungen, die für mich im Laufe meiner akademischen Laufbahn und meines wissenschaftlichen Werdegangs ein großes Gut wurden und eigentlich bis heute Richtschnur meines Tuns geblieben sind. Denn die Verführungen des schnell geschriebenen Artikels oder des eilig verfassten Buches ließen nicht auf sich warten.

*Zen in der Kunst des Bogenschießens* habe ich damals schnell weggelegt und nicht verstanden, gemäß dem Hochmut und der Unbändigkeit eines Zwanzigjährigen. Dennoch blieb Entscheidendes hängen, wie die ersten Herausforderungen zeigen sollten. Denn ich wusste mich dem Modischen und der Eitelkeit von Beginn an zu widersetzen. Im Jahre 1989, nach zwanzig Jahren Abwesenheit von Lateinamerika, unternahm ich eine zweimonatige Vortragsreise durch den Kontinent, gefördert vom deutschen Auswärtigen Amt, vom Goethe-Institut und vom DAAD auf Einladung zahlreicher Universitäten, und ich hielt dabei u.a. einen Vortrag über Postmoderne, damals noch ein relativ marginales Thema an den deutschen und europäischen Universitäten und ziemlich unbekannt an lateinamerikanischen akademischen Einrichtungen, einen Vortrag, der in ganz Lateinamerika in bedeutenden Feuilletons, Zeitungen und Fachzeitschriften publiziert und in Radio- und TV-Sendungen aufgenommen wurde. In Buenos Aires, wo dieser Beitrag medial regelrecht ausgeschlachtet wurde, wollte der damalige Eigentümer und Geschäftsführer von Galerna, des damals größten akademischen Verlages Lateinamerikas, dass ich sofort ein Buch über Postmoderne schreibe, zumal es im Spanischen ein solches noch nicht gab. Ich lehnte zum Erstaunen meiner Umgebung das Angebot sofort und ohne zu zögern ab, was als ein Akt des Hochmuts einstufte wurde. Aber

---

<sup>1</sup> Eugen Herrige: *Zen in der Kunst des Bogenschießens*. Barth: München-Planegg 1948/1965.

genau das Gegenteil war der Fall: Was sollte ich zu jenem Zeitpunkt über Postmoderne schreiben, als ich mich gerade erst seit zwei Jahren mit ihr beschäftigt hatte? Das war eine richtige Entscheidung, und bis heute habe ich dieses Buch nicht geschrieben, obwohl ich sehr viel zur Postmoderne publiziert habe.

Ähnlich erging es mir mit anderen Angeboten und mit dem Werk von Borges. Hier wartete ich zwanzig Jahre darauf, eine Monographie vorzulegen. Ich schrieb in der Zeit von 1989 bis 2007 eine große Zahl von Beiträgen zu Borges' Werk, um daraus erst im Dezember 2008 ein Buch mit ca. 360 Seiten zu veröffentlichen. Und das Abwarten war wohl richtig, wie die Rezeption dieses Buches im Verlauf des Jahres 2009 und folgender Jahre belegt. Und es war wiederum in Buenos Aires, wo sich die Medien auf das Buch stürzten, exakt zwanzig Jahre danach!

Borges sollte der wichtigste Autor, Denker und Intellektuelle in meiner Arbeit als Literatur- und Kulturwissenschaftler werden:<sup>2</sup>

Mi lectura de Borges tiene su origen en los años sesenta, y desde ese entonces hasta 1988 [das Jahr, in dem ich in Kiel mein erstes Seminar zu Borges' Werk hielt] me acompañó un gran malestar en mi lectura del mismo. Sus obras me fascinaban y me extrañaban en forma particular, en cada lectura sentía un vertiginoso abismo y un inexplicable y angustiante descontento. No alcanzaba a comprender su literatura. Siempre me quedaba la sensación de un vacío, de que faltaba algo. La concepción académica, según la cual Borges debía ser un autor intertextual y de lo fantástico *par excellence*, no conseguía satisfacerme. Muy por el contrario, rápidamente pude constatar que Borges *simulaba* la intertextualidad y lo fantástico, que estos términos tenían –como por lo general siempre en Borges–, un significado muy diferente a lo que usualmente entendemos por ellos. La referencia literaria es en muchos casos inexistente, la trasgresión de parámetros de la realidad no tiene por ello lugar, ya que las pretendidas referencias reales son de origen literario y muchas de las referencias literarias son por su parte imaginarias o transformadas casi irreconociblemente; ni siquiera existe, en muchos casos, la realidad física de los libros como lo demuestra en „Tlön, Uqbar, Orbis Tertius“ y en el ejemplo siguiente de „El jardín de senderos que se bifurcan“, de donde vienen unas de las frases que desataron mi curiosidad por Borges y que son fundamentales para el pensamiento borgeano y postmoderno del siglo XX.

¿Por dónde comenzar un libro sobre J. L. Borges? Se ha hablado tanto y se han escrito millares de páginas sobre la obra de Borges, sobre su vida y sobre sus

---

<sup>2</sup> Jorge Luis Borges: *Obras completas*. Buenos Aires: Emecé 1989, vol. I–III.

opiniones, gustos y teorías literarias u otras. Borges es un escritor, un pensador, un ensayista quien, a su vez, escribió centenares de páginas sobre temas absolutamente dispares, páginas que contienen infinidades de citas, páginas que constituyen una red infinita de ideas, de mundos, de pistas, de trazas y de caminos por seguir, donde perderse es lo más evidente y natural; éste es, además, el destino de todo lector de Borges. Hacerle frente tan sólo a un número reducido de páginas de su obra significa una ocupación para una vida entera. Hacerle frente a su pensamiento trascenderá algunas vidas. Frente a la inmensidad e infinitud del pensamiento inscrito en su obra y frente a las prácticamente innumerables obras críticas sobre ésta (tan innumerables como los escritos que surgen sobre Tlön después de la publicación de su enciclopedia) debemos capitular al querer escribir un compendio que abarque la totalidad de su obra, en particular para no caer en el horror de los espejos y de la paternidad que todo lo multiplican y divulgan. Quisiera evitar también repetir ideas que otros han expresado (con mayor autoridad y éxito), ya que seguramente lo lograría en forma imperfecta. Si es así, pues bien, ¿cuál es la alternativa? Mejor y más alentadora tarea es el escribir sobre una profunda y perenne experiencia de lectura, sobre una ruta conjunta, donde Borges es punto de partida, descubrimiento, momento fundacional y lugar de llegada, donde Borges es al fin compañero de ruta. Por ello, mis páginas no quieren pretender ser ni nuevas, ni originales, ni menos aún, las únicas verdaderas sobre la obra de Borges. Más bien, estas páginas quieren ser un tipo de „testimonio crítico“, es el dibujo de cómo Borges se me fue configurando, haciéndose transparente y de cómo fue invadiendo y determinando mi vida como lector y teórico. No quiero tampoco pretender que mi „testimonio crítico“ represente la única o la más verdadera forma de interpretar a Borges, pero sí es definitivamente una forma de interpretarla. Basta sólo una idea de Borges enfrascada en una palabra para que se realice todo un mundo; por ello no es empíricamente necesario que toda la obra de Borges sea así como la voy a plantear. Me impulsa más bien la descripción de lo que significa el placer de descubrir, de entender a Borges. ¿Cómo decía Tzinacán en „La escritura del dios“? „¡Oh dicha de entender, mayor que la de imaginar o la de sentir!“ (OC 1989, I: 599), la „dicha“, pues, de experimentar y compartir un mundo de ideas en común, es lo que me lleva a estas páginas. Por ello, lo que mis posibles lectores leerán será el resultado de mis lecturas de la obra de Borges, de *mi Borges*: con la misma osadía con la cual Borges nos enseñó a apoderarse de toda la cultura y hacerla suya, como en Evaristo Carriego, en *Discusión* o en *Historia universal de la infamia*. Así como Borges nos lo muestra en „Pierre Menard autor del Quijote“: el imperativo de una lectura a partir del yo y de lo contemporáneo, de la propia epistemología y del propio saber de la época en la cual vive ese lector subjetivo, un imperativo al cual nadie escapa, como nos dice Borges en „Notas sobre (hacia) Bernard Shaw“: „Una literatura difiere de

otra, ulterior, o anterior, menos por el texto que por la manera de ser leída“ (*Otras inquisiciones*, OC 1989, I: 747).

Así como Borges nos muestra con sus propias lecturas cómo en muchos casos ideas trascienden la intención de los autores, así como Foucault lo demuestra en forma ejemplar en *Les mots et les choses* en base a „El idioma analítico de John Wilkins“ (*Otras inquisiciones*, OC 1989, I: 706–709) o en su insuperable interpretación del Quijote, así he podido entender a Borges partiendo de un conocimiento establecido en el siglo XX, en particular, en la segunda mitad de éste y con una proyección al siglo XXI. Las páginas siguientes pretenden a lo más dar una visión de un Borges que en la crítica literaria había quedado algo desatendida, fuera de algunas pocas excepciones bien conocidas.

Pero la fórmula de trazar *mi Borges* no debe llevar al malentendido de que me es permitido ‚usar‘ los textos de Borges para crear mis propios textos y desarrollar mis propias ideas. Más bien, se trata de leer y pensar sus obras bajo aspectos de mi interés personal como resultado de una experiencia, pero que sí están supeditados a un mínimo de verosimilitud científica: de describir al lector con la mayor transparencia posible porque sostenemos un tipo de interpretación determinado. La reflexión sobre mi Borges no significa por esto una especulación descontrolada y abusiva que al fin reduzca la obra de Borges a gustos personales.

Für mein Maghreb-Buch *Epistémologies. Le Maghreb* vom Mai 2009, welches das Resultat einer Exkursion mit Studierenden durch Marokko im Mai 2008, begleitet von einer Reihe von Vorträgen, war, brauchte ich im Gegensatz zum Borges-Buch ganze sechs Monate, und eine zweite Auflage folgte zwei Jahre später. Ich entwickelte eine tiefe Zuneigung, Bewunderung, Faszination zu dieser franko-maghrebinischen Literatur, die mich bis heute fesselt und die seit Beginn der 2000er nicht nur meine Lehr- und Forschungsschwerpunkte substantiell änderte, sondern auch meine Forschungsinteressen in ungeahnte Gebiete führte. Dieses Faszinosum liest sich im Vorwort des Buches wie folgt:

Ce n'est pas seulement un intérêt proprement académique qui m'a poussé à écrire sur le Maghreb, c'est aussi une nécessité vitale et une fascination particulière pour ce territoire-laboratoire appelé ‚Maghreb‘. J'ai été étonné de découvrir que j'avais toujours été confronté à la problématique posée par le Maghreb du fait de mes diverses identités culturelles (latino-américaine, espagnole, allemande et anglaise, même française), de mon intérêt pour la culture andalouse et de mes théories sur l'hybridité. Ma contribution scientifique à l'étude de cette culture introduit en toute modestie d'autres lignes directrices, d'autres perspectives d'analyse, de nouvelles approches interprétatives et une autre manière de connaître la pensée et le savoir maghrébins.

Si la recherche sur la littérature du Maghreb est riche en approches de type herméneutique, historique, sociologique et socio-psychologique – approches qui ont créé, ces trente dernières années, une base scientifique aux études sur le Maghreb, tout particulièrement aux études consacrées à la littérature –, mon but est aujourd’hui de penser et de décrire cette culture en partant *du cœur de son système épistémologique*. En partant de là, je voudrais démontrer que certains auteurs ont été les premiers à formuler des théories et des concepts devenus, quelques années plus tard, *main stream* dans la théorie de la culture internationale. C’est le cas d’Abdelkebir Khatibi qui, dès sa première œuvre – *La mémoire tatouée* (1971) – pense et développe une nouvelle terminologie du corps, de l’altérité, de l’hybridité, du postcolonialisme, de l’androgynie, de l’intermédialité, de la culture cosmopolite et des relations complexes et riches entre l’Occident et l’Orient, loin de toute pensée fondée sur le binarisme réducteur. C’est également le cas de Tahar Ben Jelloun qui a fait entrer la littérature dans la subversion en la mêlant au débat sur le genre dans *L’enfant de sable*. Boudjedra est tout aussi concerné car il procède à une révision impressionnante du concept d’histoire, de ses buts et pratiques, particulièrement dans le monde islamique, dans *La prise de Gibraltar*. Assia Djebar fait également partie de ces précurseurs en matière théorique en se plaçant au cœur de son écriture, par exemple dans *Ces voix qui m’assiègent*, suivant ainsi la théorie khatibienne d’une culture migrante, d’une culture de passages, d’une culture hybride, du bilinguisme et de l’androgynéité. Enfin, chez Boualem Sansal, je considère *Poste restante* comme une des expressions les plus authentiques et les plus courageuses du Maghreb. Finalement, ce volume se terminera sur une étude du dialogue de Jorge Luis Borges avec le Maghreb. Mon approche scientifique cherche à dépasser les „*area studies*“ traditionnelles pour créer des „*transarea studies*“, marquées par une dialogicité scientifique et une pluralité radicale. Nous pourrions qualifier cette approche de „transdisciplinaire transversale“<sup>3</sup>.

Das sind Texte, die sich von selbst ergeben, ohne Zeitdruck, ohne zu viel zu wollen, außer der Freude am Schreiben, und deshalb sind das Texte, die *sein müssen*, es sind *unabdingbare* bzw. *unbedingte* Texte.

Die Kunst der Geduld, das Warten auf das, was sich ergibt, das Loslassen, das sich Überraschenlassen, so wie es mir Arrau mit seinem eigenen Tun und mit *Die Kunst des Bogenschießens* vermitteln wollte, hatte Früchte getragen, die ich dann meinen eigenen SchülerInnen weitergab.

<sup>3</sup> Tahar Ben Jelloun: *L’enfant de sable*. Paris: Seuil 1985; Rachid Boudjedra: *La prise de Gibraltar*. Paris: Denoël 1987; Boualem Sansal: *Poste restante: Alger. Lettre de colère et d’espoir à mes compatriotes*. Paris: Gallimard 2006.



Ein zweites Vorbild trat in mein Leben: der inzwischen ebenfalls verstorbene Weltdirigent, Giuseppe Sinopoli, von 1992 bis 2001 unter anderem Chefdirigent der Dresdener Staatskapelle, der im gleichen Jahr wie ich und vom gleichen Minister berufen wurde, er nach Dresden, ich nach Leipzig. Er starb tragisch mit nur 55 Jahren beim Dirigieren von *Aida* in Berlin, auf dem Zenit seiner Karriere als Chef der Bayreuther Festspiele und in einem Augenblick, in dem er zahlreiche Einspielungen mit den Berliner, Wiener und New Yorker Philharmonikern begann.

Ich lernte Giuseppe Sinopoli gemeinsam mit meiner Frau Sylvia im Jahr 1984 in Hamburg bei einer Bruckner-Matinee kennen. Auf Anhieb war ich von ihm fasziniert. Er erinnerte mich an Arrau, er machte eine Musik, die nie da gewesen ist, vor allem, was die Wiener Schule, speziell was Mahler und Bruckner betraf, die er geradezu revolutionär neu auflegte. Sinopoli wurde auch deshalb von einer bestimmten konservativen Kritikrichtung sehr bekämpft, und Kritiker attackierten ihn mit einer rhetorischen Gewalt, die ins Persönliche ging. Mir war es rätselhaft, wie er das aushalten konnte.

Von ihm lernte ich, trotz aller Widrigkeiten und Widerstände, jedoch nach eingehender selbstkritischer Prüfung, nicht an dem zu zweifeln, woran man fest glaubt. Hierzu ein Beispiel: Eines Abends nach einem Konzert in Dresden nach 23 Uhr auf dem Weg zum Hotel ging eine ältere Dame auf ihn zu, die fast eine Stunde in der Kälte auf ihn gewartet hatte (das war, glaube ich, im Januar), sie war bescheiden gekleidet, vielleicht war sie eine Dame, die einsam war und möglicherweise in einem Altersheim wohnte. Sie entschuldigte sich dafür, dass sie ihn so unvermittelt ansprach, und sagte: „Maestro, ich wartete auf Sie, um Ihnen zu sagen, dass Ihre Musik mich mit Leben erfüllt, und dafür danke ich Ihnen“.

Auch aus solchem Zuspruch zog Sinopoli seine Kraft. Im Hotel fragte ich ihn, wie er die massiven Attacken aushalten könne. Er sagte mir, er glaube an das, was er mache, und die Bestätigung seiner Arbeit fände er bei solchen Begegnungen wie heute Abend und beim Publikum, und er fügte hinzu: „Was kann eine negative oder positive Feuilletonkritik gegenüber einer so spontanen Wertschätzung ausrichten? Übrigens lese ich keine Kritiken, und ich konzentriere mich ausschließlich auf meine Arbeit“. Seitdem las auch ich keine Rezensionen mehr, auch nicht jene über meine Arbeiten (Ausnahmen ausgenommen), und ließ auch keine Bücher mehr an Zeitschriften zu diesem Zweck schicken. Denn das Geschäft mit wissenschaftlichen Buchbesprechungen war mir immer mehr suspekt geworden, für mich demzufolge oft unehrlich und deshalb auch weitestgehend

überflüssig. Ich selbst habe in den 90er Jahren nach „zensierten“ Besprechungen („diese seien zu kritisch gewesen“) keine mehr geschrieben. Sinopolis Prämisse war: standhalten, sich nicht beirren lassen, sich auf das Wesentliche konzentrieren. Diese Einstellung kam mir in bestimmten kritischen Momenten meiner Laufbahn zu Hilfe.

Diese zwei Vorbilder sollen ihre ganze Wirkungskraft im Laufe der Jahre entfalten. Sie waren für mich Ermutigung und Halt zugleich, was ich wahrlich nötig, und zwar dauerhaft, würde haben werden. Denn ich erwarb von meiner ersten Publikation an, noch als Student in München von „Arte como procedimiento: *El Lazarillo de Tormes*“ 1976/1979 bis hin zu *Von den Ähnlichkeiten und Differenzen. Ehre und Drama des 16. und 17. Jahrhunderts in Italien und Spanien* 1993 (des Weiteren s. Bibliographie) in der deutschen Romanistik, aber vor allem in der Hispanistik, den Ruf, ein dezidierter Strukturalist, ein unverbesserlicher Theoretiker, den „niemand versteht“, zu sein. Dann kam das Etikett des (auch nicht gerne gelittenen) „Poststrukturalisten“ vom letzten Kapitel meiner Habilitation an. Vor allem meine Positionen zur Postmodernität und Postkolonialität in Lateinamerika stießen auf Missfallen wegen des angeblich mangelnden Respekts gegenüber der sogenannten „Authentizität“ und „Identität“ dessen, was als „ursprünglich“ in diesen Kulturen verstanden werden sollte, was ich jedoch in einem „hegemonischen Zentrum“ verortet hätte.

Ich hatte das Fach also angeblich immer mit dem falschen Ansatz betrieben, was zugleich ein Risiko für meine Karriere bedeutete. Aber Kompromisse beim Schreiben waren und sind bis heute nie meine Stärke gewesen, und es hat sich gelohnt, sich nicht zu beugen, wie der internationale Wiederhall sowie die neuen Auflagen meiner Bücher und die zahlreichen Wiederabdrucke meiner Artikel, die in ca. zwölf Sprachen erschienen sind, belegen. Schön waren doch die vielen Besprechungen von den besten Fachvertretern im In- und Ausland zu meinen Hauptpublikationen. Unvergesslich blieb für mich das Gutachten von Schulz-Buschhaus, dem belesesten und meistgefürchteten Rezensenten im deutschen Sprachraum, zu meiner Habilitation als Mitglied der Habilitationskommission an der Universität Hamburg, sowie sein Vorwort zur spanischen Ausgabe<sup>4</sup>.

---

<sup>4</sup> Ulrich Schulz-Buschhaus: Habilitationsschrift „*Von den Ähnlichkeiten und Differenzen. Ehre und Drama des 16. und 17. Jahrhunderts in Italien und Spanien* (Theorie, Geschichte, Synthese, Kritik und Weiterführung) von Alfonso De Toro“ (Gutachten) 1992. In: <<http://home.uni-leipzig.de/detoro/wp-con>

Die Exotisierung Lateinamerikas, die mit der Reduktion dieser Kulturen und Literaturen auf den so genannten „magischen Realismus“ einherging und sie als Utopie-Projektionsfläche für die krachend gescheiterte 68er-Bewegung umfunktionierte, war eines der Probleme, mit dem ich mich, kommend aus der Wissenschaftstheorie, formalen Logik und Gesellschaftstheorie, aus der Germanistik und Französisistik, auseinandersetzen musste, um meinen Ort in der deutschen Romanistik bzw. Hispanistik und Lateinamerikanistik zu finden. Zu allem Überfluss übersah man zunächst, dass Carpentiers Theorie „de lo real maravilloso“ eng verbunden mit dem aus dem Expressionismus und aus Ortega y Gasset's Kulturtheorie stammenden Konzept des „magischen Realismus“ war.

Der Widerstand gegen die Exotisierung und die sich daraus ergebende Zuweisung der lateinamerikanischen Literaturen und Kulturen in eine Schublade, aus der heraus es unmöglich wurde, sie als gleichwertige kulturelle Ausdrucksformen zu betrachten, die verdienten, *wissenschaftlich* beschrieben zu werden, wurde zu einem meiner Hauptanliegen, zunächst nicht ganz bewusst, dann um so dezidierter, und zugleich zu einem Hauptproblem (zu einem zweiten Problem, neben meinem betont theoretischen Ansatz) meiner akademischen Laufbahn.

Diese Konditionierung der Hispanistik und Lateinamerikanistik erlebte ich auch als Wissenschaftler von Beginn an und ich glaube, sie hat bis zu meiner Emeritierung nie ganz aufgehört, auch dann, wenn ich im Laufe der 2000er als nicht gebürtiger deutscher Romanist nicht mehr so ganz exotisch als Wissenschaftler innerhalb der Philologien bzw. der Geisteswissenschaften wirkte.

Bei meinem ersten Vortrag im Kontext der deutschen Romanistik, genauer, bei einem Hispanistentag in Regensburg (1981?), hielt ich in der Sektion von Klaus Meyer-Minnemann (letzterer sollte eine entscheidende Bedeutung in meiner Laufbahn spielen) und Tillo Stegmann einen Vortrag mit dem Titel „Paradigmenwechsel: von Flaubert bis zu Vargas Llosa“. Dort stellte mir ein prominenter Lateinamerikanist die für mich schon damals befremdliche wie erstaunliche Frage, ob ich mich in der Zukunft mit Neruda befassen würde. In meiner Verblüffung und auch Unbeholfenheit

---

tent/uploads/1993/02/Ehre\_Drama.pdf>; Prólogo a la edición española *De las similitudes y diferencias. Honor y drama de los siglos XVI y XVII en Italia y España*. Frankfurt / Madrid: Vervuert / Iberoamericana 1998) und in: <[http://home.uni-leipzig.de/detoro/wp-content/uploads/1998/02/Habil\\_AdTsp.pdf](http://home.uni-leipzig.de/detoro/wp-content/uploads/1998/02/Habil_AdTsp.pdf)>.

fragte ich zurück „Warum eigentlich Neruda?“. Die Antwort lautete: „Weil Sie aus Chile stammen“. Irritierend war für mich, dass dieser renommierte Professor sich anmaßte, meine Biographie zu kennen und darüber zu bestimmen, wer ich sei. Ich wollte offensichtlich nicht akzeptieren, dass irgendjemand, mir bis dahin völlig unbekannt, mir willkürlich eine Nationalität zuweist, mich und mein ganzes wissenschaftliches Tun darauf beschränkt und reduziert. Deshalb antwortete ich mit der gleichen Frage, „Sie sind ja Deutscher, ich frage mich, warum Sie sich mit französischer und lateinamerikanischer Literatur und nicht mit Goethe und Schiller befassen“. Das Gelächter, von mir völlig unbeabsichtigt, war groß. Doch statt dass dieser Vortrag mir bei meiner Laufbahn half, gerade angesichts der doch mit einem liberalen Esprit ausgestatteten Professoren Meyer-Minnewann und Stegmann, wurde er, was den Inhalt und die beschriebenen Umstände betraf, ein Hindernis, weil man mich nicht einordnen konnte und ich mich nicht habe einordnen lassen. Eine so breite Romanistik, wie mein Vortrag schon ankündigte, war offenbar im besten Fall ein Feld für deutsche Professoren. Andere, wie ich, sollten im Reservat der damals wegen der noch nachwirkenden Franco-Diktatur sehr restriktiv und unterentwickelten „Hispanistik“ ruhig bleiben oder sich im lateinamerikanischen Ghetto aufhalten.

Zu der Darstellung dieses Vorkommnisses, die auf den ersten Blick polemisch oder unangemessen wiedergegeben erscheinen mag, könnte ich unzählige weitere liefern, die sich im Verlauf der Jahre dazugesellten. Ich beschränke mich aber nur auf eines im Jahr 2002 in Leipzig. Als ich einen aus Lateinamerika stammenden jungen Kollegen zu meinem Assistenten für Hispanistik und Lusitanistik machte, fragte ein Kollege, ein Professor für Linguistik, wie ich dazu käme, einen Spanischsprechenden (er sagte genau: einen „hispanisant“) für Lusitanistik einzustellen. Ich dachte an Úrsula Iguarán und sagte mir: „El mundo está girando en redondo“. Und ich wiederholte die Frage wie zwanzig Jahre zuvor in Regensburg: „er, der wertvolle Kollege, sei als Professor für Französisistik und Italianistik zuständig, wieso befasse er sich nicht mit der Germanistik?“. Die Antwort dazu war lapidar: „Er sei schließlich Deutscher“, und auf meine nächste Frage, „wie er über mich urteile“, erhielt ich die Antwort: „Das ist nun einmal so“. Nun, entlassen konnte man mich als Professor wohl nicht mehr, ich musste geduldet werden. Verblüffend ist nicht nur die Ähnlichkeit zweier Situationen, die immerhin von einem erheblichen Zeitraum getrennt werden, sondern der hartnäckige Geist, der da sichtbar wird. Man könnte sagen, na ja,

der Professor für Französisch und Italianistik argumentierte aus seinem DDR-Migrationshintergrund, ein liberales und weltoffenes Denken hatte ihn vielleicht noch nicht erreicht. Aber der Kollege aus dem Jahre 1981 hatte keinen Migrationshintergrund, er war Teil einer fast vierzigjährigen liberalen, demokratisch verfassten Republik. Und diese beiden Akteure waren nicht die einzigen, die so dachten und handelten. Als Fazit konnte ich nur ziehen: Deutschland war in Teilen der Philologien und der Geisteswissenschaften noch eine große Provinz und von einem unterschwelligem, aber starken Nationalismus und sicher auch von einer Art Eurozentrismus und wissenschaftlichem Chauvinismus geprägt. Dennoch sind diese Erfahrungen, gleichgültig wie zahlreich sie waren, als einzelne Vorkommnisse zu bewerten, das Positive und Weltoffene an den deutschen Universitäten überwog, vor allem gegenüber anderen europäischen Ländern.

Ich hatte das Glück, von 1973 bis 1977 an der Ludwig-Maximilian-Universität München zu studieren (Philosophie, Wissenschaftstheorie, Logik und Gesellschaftstheorie, Germanistik und Romanistik). Hier waren noch die Folgen der 68er-Revolution zu spüren. München war damals noch keine oberflächliche Yuppie- und Schickeria-Stadt und hatte eine weltoffene Universität, die die besten Köpfe der Philologie, Philosophie und Sozialwissenschaften beherbergte. Die Hispanistik war jedoch unsichtbar. Französisch war übermächtig, und zusammen mit Italienisch gleichbedeutend mit der Romanistik. Der Kanon war klassisch. Die Frankophonie zum Beispiel hatte keine Chance (Die war gut genug für die Neugründung Bayreuth mit Herrn János Riesz; und wie weit war er schon damals!), geschweige denn die Lateinamerikanistik.

Am Institut für Romanistik der LMU durfte ich die Vorlesungen, Hauptseminare und Oberseminare von Rainer Warning besuchen und daran aktiv teilnehmen. Warning hatte einen enormen Einfluss auf meine Arbeit als Literaturwissenschaftler, und auch später als Lehrer. Seine Seminare und Vorlesungen waren legendär und blieben mir bis heute als Vorbild für meine Lehrtätigkeit in bester Erinnerung. Meine Vorbilder, u.a. aufgrund meines Philosophiestudiums, aber teilweise auch als Resultat der Veranstaltungen von Warning zu Balzac und Flaubert unter Rückgriff auf Foucaults Epistem-Begriff und auf den der Funktion und Tiefe sowie in Bezug auf das Literatur- und Geschichtskonzept der russischen Formalisten und auf Lotmans Text- und Raumbegriff, wurden Foucault, dessen Vorlesungen ich zusammen mit denen von Roland Barthes in Paris im Zeitraum 78/79 besuchte, dazu wären noch Derrida, Deleuze / Guattari,

Lyotard, Baudrillard und Vattimo zu erwähnen, ohne Wittgenstein, Popper und Stegmüller (bei letzterem hatte ich das Glück, im Bereich Philosophie zu studieren) zu vergessen. All diese Wissenschaftler legten mir Instrumente in die Hand, eröffneten mir eine unerschöpfliche Erkenntniswelt, von der ich heute noch profitiere: sie sind als fester Teil meines Denkens und Schreibens nicht mehr wegzudenken<sup>5</sup>.

Für die Art und Weise, wie ich Literatur und Kultur lese und interpretiere, waren aber auch einige prominente Hispanisten prägend. Ich möchte nur zwei von ihnen nennen, die die Eigenschaft hatten, die spanische Kultur für ihre adäquate Auslegung in einen großen historischen und kulturellen, heute würden wir sagen, transdisziplinären und transkulturellen Zusammenhang zu stellen, also raus aus der Enge der lokalen Iberischen Halbin-

---

<sup>5</sup> Jacques Derrida: *L'écriture et la différence*. Paris: Seuil 1967; *La dissémination*. Paris: Seuil 1972; *Marges de la philosophie*. Paris: Minuit 1972; *Glas*. Paris: Galilée 1974; *La vérité en peinture*. Paris: Flammarion 1978; *La carte postale: de Socrate à Freud et au-delà*. Paris: Flammarion 1980; *Le monolinguisme de l'autre ou la prothèse d'origine*. Paris: Galilée 1996; *Adieu à Emmanuel Lévinas*. Paris: Galilée 1997; *Artaud le Moma*. Paris: Galilée 2002; Gilles Deleuze: *Différence et répétition*. Paris: PU de France 1968; *Francis Bacon – Logique de la sensation*. Paris: Différence 1984; *Cinéma 1, 2. L'image-mouvement / L'image-temps*. Paris: Minuit 1985; *Le pli. Leibniz et le baroque*. Paris: Minuit 1988; Idem / Felix Guattari: *Capitalisme et schizophrénie. L'Anti-Œdipe; Mille Plateaux*. Paris: Minuit 1972/1973; 1980; *Kafka, pour une littérature mineure*. Paris: Minuit 1975; Jean Baudrillard: *Simulacres et simulation*. Paris: Galilée 1981; Jean-François Lyotard: *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*. Paris: Minuit 1979; „Réponse à la question: Qu'est-ce que le postmoderne?“ In: *Critique*, 37, (avril) (1982): 357–376; *Le Différend*. Paris: Minuit 1983; „Réécrire la modernité“. In: *Réécrire la modernité. Les Cahiers de Philosophie*, 5 1988: 193–203; Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Suhrkamp 1959/1963; Gianni Vattimo: *Le avventure della differenza. Che cosa significa pensare dopo Nietzsche e Heidegger*. Milano: Garzanti 1980; *Al di là del soggetto. Nietzsche, Heidegger e l'ermeneutica*. Milano: Feltrinelli 1981<sup>3</sup>/1990; *La fine della modernità. Nichilismo ed ermeneutica nella cultura post-moderna*. Milano: Garzanti 1985<sup>2</sup>/1987; Idem / Pier Rovatt (Hg.): *Il pensiero debole*. Milano: Feltrinelli (1983)<sup>8</sup>/1990; Karl Popper: *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr Siebeck 1934/1994<sup>11</sup>/2005; Wolfgang Stegmüller: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*. Kröner: Stuttgart 1952<sup>2</sup>/1960; *Das ABC der modernen Logik und Semantik. Der Begriff der Erklärung und seine Spielarten*. Springer Verlag: Berlin/Wien/New York 1969<sup>2</sup>/1974.

sel, wie etwa Marcel Bataillon mit seinen Arbeiten über Erasmus und Spanien sowie zur Pícaro-Literatur und vor allem zu *Lazarillo de Tormes* vorbildlich zeigte<sup>6</sup>. Ein anderer war Alexander Parker mit seinem umfangreichen Werk zur Pícaro-Literatur in Europa unter dem Begriff des „deliquent“ und seine Arbeiten zum spanischen Theater des Siglo de Oro, und hier speziell zur so genannten Tragödie bei Calderón de la Barca. Beide wurden zu unterschiedlichen Zeitpunkten meiner Arbeit zu Leitfiguren.

In Deutschland wären so viele zu erwähnen, dass ich nur ungerecht werden muss, wenn ich Auerbach, Curtius, Friedrich, Jauß, Köhler oder Blüher nenne und viele andere wichtige WissenschaftlerInnen nicht, aber die Liste wäre zu groß, um hier alle angemessen zu erwähnen<sup>7</sup>. Im reinen theoretischen Bereich war Michael Titzmanns Arbeit *Strukturelle Textanalyse* wegweisend für mich sowie manche Arbeiten aus der Rezeptionsästhetik, vor allem von Jauß, Iser und Stierle<sup>8</sup>.

---

<sup>6</sup> Marcel Bataillon: *Novedad y fecundidad del „Lazarillo de Tormes“*. Madrid: Anaya 1968; Alexander A. Parker (1967): *Literature and the Deliquent. The Picaresque Novel in Spain and Europe, 1599–1753*. Edinburgh / Scotland: Edinburgh U.P.

<sup>7</sup> Erich Auerbach: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Bern: Francke 1946; Hans Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Bern: Francke 1948; Hugo Friedrich: *Epochen der italienischen Lyrik*. Klostermann: Frankfurt am Main 1964; Hans Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974; Erich Köhler: *Trobadorlyrik und höfischer Roman. Aufsätze zur französischen und provenzalischen Literatur des Mittelalters*. Berlin: Rütten & Loening 1962; Erich Köhler: *Vorlesungen zur Geschichte der französischen Literatur*. Herausgegeben von Henning Krauß und Dietmar Rieger. Stuttgart: Kohlhammer. Bd. 1–11, 1983–1987; Karl Alfred Blüher: *Seneca in Spanien. Untersuchungen zur Seneca-Rezeption in Spanien vom 13.–17. Jahrhundert*. Francke: München 1969.

<sup>8</sup> Michael Titzmann: *Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*. Fink: München 1977; Wolfgang Iser: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. Fink: München 1972; *Der Akt des Lesens. Theorie der ästhetischen Erfahrung*. Fink: München 1976; Wolfgang Iser: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Fink: München 1975; Karlheinz Stierle: *Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft*. München: Fink 1975.

Bei der Theoriebildung gehörten zu meinem festen Instrumentarium die Arbeiten der russischen Formalisten, hier in erster Linie jene von Šklovskij, Tynjanov und Jakobson sowie ferner von Propp, Juri Lotman und Bachtin, und nicht zu vergessen, all jene der *nouvelle critique*, allen voran die von Roland Barthes, Todorov und Genette<sup>9</sup>. In den 90er Jahren gesellten sich dazu die Arbeiten der *nouvelle histoire* (Le Goff) und der *Metahistory* (White) sowie jene aus der postkolonialen (Said, Ashcroft et alii) und Hybriditätstheorie (Bhabha) sowie aus der Diaspora- (James Clifford, Robin Cohen, Arif Dirlik u.v.a.) und Transmedialitätsforschung<sup>10</sup>. Diese Theoriebildung und die erwähnten sozialwissenschaftlich-akademi-

<sup>9</sup> Viktor Šklovsky: „Kunst als Verfahren“; „Der Zusammenhang zwischen den Verfahren der Sujetfügung und den allgemeinen Stilverfahren“; „Das literarische Faktum“, 3/35 (1916/1971); 35–121; Jury Tynjanov: „Über die literarische Evolution“, 1927/1971, 433–461; Roman Jakobson: „Über den Realismus in der Kunst“, 1921/1971, 373–391, alle in: Jurij Striedter. (Hg.): *Russischer Formalismus*. München: Fink; Wladimir Propp: *Morphologie des Märchens*. München: Hanser 1972; Jurij Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. München: Fink 1972; Michail M. Bachtin: *Literatur und Karneval: Zur Romantheorie und Lachkultur*. München: Ullstein 1969; *Ästhetik des Wortes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979; Roland Barthes: „Introduction à l'analyse structurale des récits“. In: *Communications* 8 (1966), 1–27; *S/Z*. Paris: Seuil 1970; *Le plaisir du texte*. Paris: Seuil 1973; Gérard Genette: *Figures III*. Paris: Seuil 1972; *Palimpsestes*. Paris: Seuil 1982. Tzvetan Todorov: „Les catégories du récit littéraire“. In: *Communication* 8 (1966), 125–151; *Introduction à la littérature fantastique*. Paris: Seuil 1970<sup>2</sup>1975.

<sup>10</sup> Jacques Le Goff (Hg.): *La nouvelle histoire*. Bruxelles: Complexe 1978/1988; Hayden White: *Metahistory; Tropic of Discourse; The Content of the Form*. Baltimore / London: The Johns Hopkins UP 1973<sup>2</sup>1975; 1978<sup>2</sup>1985; 1987<sup>2</sup>1990; Edward Said: *Orientalism*. New York: Vintage Books 1978<sup>2</sup>1994; Bill Ashcroft et alii (Hg.): *The Empire Writes Back; Post-Colonial Studies Reader* 1989/<sup>10</sup>2002; 1995, London / New York: Routledge; Homi K. Bhabha: *The Location of Culture*. London / New York: Routledge 1994; James Clifford: *Routes, Travel and Translation in the Late Twentieth Century*. Cambridge, Massachusetts: Harvard UP 1997; Robin Cohen: *Global Diasporas*. London/New York: Routledge 1997<sup>2</sup>2008; Arif Dirlik: „Bringing History Back“. In: *Of Diasporas, Hybridities, Places, and Histories. Review of Education / Pedagogy / Cultural Studies* 21/2 (1999), 95–131; „Introduction: Pacific Contradictions“; „The Asian Pacific in Asian-American Perspective“. In: Idem. (Hg.): *What's in a Rim?* Boulder: Westview Press <sup>2</sup>1998, 3–12; 283–308.



schen Erfahrungen bestimmten die Richtung meiner Arbeit in mehrfacher Hinsicht:

1. Der Text sollte immer im Mittelpunkt allen wissenschaftlichen Tuns stehen. Die Theorie sollte bei der Behandlung von Literatur und Kultur niemals Selbstzweck sein, durch den die Texte zur bloßen Objektillustration der Theorie degradiert werden, es sei denn, man will dezidiert ein theoretisches Werk verfassen. Diese Einstellung verdanke ich weitestgehend Warning. So wurde mir mit der Zeit und mit der Hilfe der post-strukturalen bzw. postmodernen Philosophie klar, dass alles Wissen und alle Theorie aus dem Text hervorzugehen hat; beide sind bereits im Text eingeschrieben, und meine Aufgabe bestand darin, lediglich dieses spezifische Wissen und diese partikuläre Theorie dem Text zu entreißen, sie sichtbar zu machen. Diese Einsicht führte dazu, dass in meiner Arbeit das Objekt und die analytischen Instrumente eine Einheit bildeten und immer noch bilden, und zwar nach meiner Formel, *Theorien werden nicht angewandt, das wäre der Tod der Theorie und der Tod des Objekts. Theorien werden in einer permanenten Oszillation zwischen Objekt und Theorie gewinnbringend eingesetzt, beide, Objekt und Theorie befruchten sich gegenseitig*, und das heißt: werden die Dispositive und die Epistemei der Texte erkannt, dann muss man die Instrumente suchen, die dazu nötig sind, um eine *nachvollziehbare* Interpretation zu liefern. Daraus ergab sich eine weitere zentrale Erkenntnis: kommend aus der Wissenschaftstheorie und Logik, vor allem geprägt von der Textpragmatik, logischen Semantik und vom Strukturalismus, wusste ich, dass unser literaturwissenschaftliches Vorgehen im engeren Sinne nicht wissenschaftlich, sondern eher subjektiv ist, nicht minder subjektiv als jenes in den Geschichts- oder Sozialwissenschaften, wenn man das Feld der „harten Fakten“ und der statistischen Erhebungen verlässt. Was wir betreiben, nannte ich eine „wissenschaftliche Mimesis“, also einen Versuch, mit logischen, klar definierten Äußerungen unserem potenziellen Leser oder Zuhörer zu erläutern, *wie* und *warum* jemand zu manchen Ergebnissen kommt, und das setzt mitnichten voraus, dass unser Kommunikationspartner mit unseren Schlussfolgerungen einverstanden sein muss.
2. Ein weiterer wichtiger Punkt in meiner wissenschaftlichen Tätigkeit, als Konsequenz des bereits Geschilderten, ist die Notwendigkeit, bei jeder Interpretation eines einzelnen Werkes oder eines kulturellen Objekts die richtige, genauer gesagt, *meine eigene* Sprache, zu finden, eine

Sprache, die sich aus der Sprache des Werkes, aus der Sprache der wissenschaftlichen Literatur und aus meiner eigenen deskriptiven Sprache zusammensetzt. Ich hielt nicht weiter an der klaren aus der Logik stammenden Trennung zwischen der so genannten Objekt- und Wissenschaftssprache fest, die in meinen Anfängen so bedeutend war. Dennoch blieb die Erfahrung mit der Wissenschaftstheorie, Logik und dem Strukturalismus immer in meinem Denken und Schreiben präsent. Mit dieser Praxis wurde ich aber weder ein reiner Strukturalist noch ein reiner Hermeneutiker und stand damit wieder einmal an den Schnittstellen von Gruppen und Puristen. Außerdem versuchte ich, mit der Sprache und der so genannten Deutung eines Werkes oder eines kulturellen Phänomens so ökonomisch und deskriptiv wie möglich zu verfahren, das kulturelle Objekt nicht mit einer sprachlichen „Blase“ zu übergießen, die sich selbstverliebt und affektiert so verselbständigte, dass das Werk nicht nur bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wurde, sondern sogar vollständig hinter der kunstkritischen Verve verschwand. In diesen Fällen wurde der Interpret der eigentliche Hauptakteur. Ich entdeckte diesen Typ von Narzissmus vor allem in der Kunstkritik und Kunstgeschichte sowie in den literarischen Feuilletons großer und kleiner deutscher Zeitungen und Fachzeitschriften, wo die Sprachakriebe oft mit einer schamlosen Ignoranz einherging und mir bis heute als negatives Vorbild diente, wie man eben nicht schreiben sollte. Der Mehrwert der vorgeschlagenen Deutungen fehlte mir zunehmend, von einem Erkenntnisgewinn konnte keine Rede sein. Meine Vorbilder wurden konsequenterweise die verschiedenen Schriften u.v.a. von Derrida, Foucault, Deleuze, Deleuze/Guattari. All diese Werke haben gemeinsam, dass sie ein großes Spektrum literarischer, künstlerischer, medialer, darstellender und sonstiger Werke analysieren und vollendete Interpretationen lieferten, die mir unerschöpfliche Analyse- und Interpretationsinstrumente zur Hand gaben, welche eigentlich eine Resistenz und sogar eine Weigerung zur herkömmlichen Deutung darstellen. Sie ermutigten mich, der Interpretation Widerstand zu leisten.

3. Mit der Verbreitung der britischen Kulturstudien und dem Aufkommen des Poststrukturalismus, der postmodernen und postkolonialen Theoriebildung gelangte ich zu der Erkenntnis, dass es, um kulturellen Gegenständen gerecht zu werden, notwendig war, auf unterschiedliche Disziplinen und Theorien bzw. Teildisziplinen und Teiltheorien zurückzugreifen, statt dogmatisch an einer Disziplin festzuhalten – eine zentrale

Prämisse der analytischen Wissenschaftstheorie und des Strukturalismus, vor allem deutscher (germanistischer) Prägung. Das erste Ergebnis dieser Positionierung, die ich dann ‚transdisziplinär‘ nannte, ein damals geradezu verpönter Begriff, war meine Habilitationsschrift *Von den Ähnlichkeiten und Differenzen* (1992 abgeschlossen, 1993 veröffentlicht). Mein Vorgehen formulierte ich in unterschiedlichen Aufsätzen und nannte es zusätzlich ‚transversale Wissenschaft‘, ein Denken, Schreiben und Leben an und in den Schnittstellen in Anlehnung an Deleuze und Welsch<sup>11</sup>. Diese Strategie des ‚Transversalen‘ sollte, zusammen mit der des ‚Performativen‘, Derrida und Butler folgend<sup>12</sup>, und der ‚Hybridität‘ im Zentrum meiner eigenen Theoriebildung in der zweiten Hälfte der 90er Jahre stehen. Die herangezogenen Disziplinen hatten den Status von ‚Hilfdisziplinen‘, und diese verlangten eine gewisse Einarbeitungszeit, denn es sollte kein Raum für Beliebigkeit oder Dilettantismus eröffnet werden, was heutzutage in den Kulturstudien leider allzu oft zu beobachten ist: ein „Herumschlagen“ mit unreflektierten und aus dem historischen Kontext schamlos herausgerissenen Begriffen und Beispielen. Der historische Horizont aber dürfte nie außer Acht gelassen werden, denn jede Theorie ist ein Kind ihrer Zeit. Dieser ‚transdisziplinäre‘ Ansatz (und eben nicht ‚interdisziplinäre‘ Ansatz – ich lege großen Wert auf einen klaren Unterschied zwischen trans- und inter-) ermöglichte es mir, meinen Objektbereich wesentlich zu erweitern und zu ungeahnten Entdeckungen zu gelangen.

4. Eng verbunden mit der Transdisziplinarität/Transversalität ist mein Ansatz der ‚Transkulturalität‘ bzw. ‚Hybridität‘ ausgehend von der Erfahrung und Überzeugung, dass alle Kulturen, zumindest die westlichen, seit Jahrhunderten und nicht erst zu Beginn der Entdeckungs- und Kolonialzeit das Ergebnis von kulturellen Kreuzungen und kulturellem Austausch sind. Kulturen sind durch einen nie endenden, reibungsvollen Dialog konstituiert. Was für das Textkonzept Kristevas galt – jeder Text ist ein Ergebnis zahlloser Intertexte –<sup>13</sup> gilt ebenfalls für die

<sup>11</sup> Zu Deleuze 1972/1973; 1980, siehe Fn 4; Wolfgang Welsch: *Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996.

<sup>12</sup> Zu Derrida 1966, siehe Fn 4; Judith Butler: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York / London: Routledge 1990.

<sup>13</sup> Julia Kristeva: „Bakhtine, le mot, le dialogue et le roman“. In: *Critiques* 23 (1967): 438–465; *Problèmes de la structuration du texte*. In: *Théorie*

Kultur: jede Kultur ist Produkt der Interaktion mit anderen Kulturen. Dieser Ansatz richtete und richtet sich lediglich nach Argumentationsstrukturen und Diskurslinien, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufweisen. So konnte ich in meiner Habilitationsschrift die theologische, juristische, soziologische, historische und literarisch-dramatische Theorie und Praxis der Ehre aus der griechisch-lateinischen Antike, aus dem europäischen Mittelalter und aus der Neuzeit in Italien und Spanien zueinander in Beziehung bringen. Genauso gewinnbringend erwies sich dieser Ansatz bei Borges und seiner Beziehung zur postquantischen „Viele-Welten-Theorie“ (Everett)<sup>14</sup> und zur Gründung des Internets sowie des Hypertextes. Bedeutsam war die Theorie und Praxis der Transkulturalität auch, um die spanischen und lateinamerikanischen Literaturen und Kulturen aus dem Exotischen und Stereotypen herauszuholen und ihnen eine ihrer Stärke angemessene, würdevolle Interpretation und Behandlung zukommen zu lassen, die auf der Höhe dieser Kulturen ist, statt sie als Anhang europäischer Entwicklungen bzw. als irrational, primitiv oder archaisch einzustufen. Vielmehr ging es darum, sie im Dialog mit den großen Debatten zu verbinden, ihnen einen gleichberechtigten Einzug in die Wissenschafts-, Diskurs-, und Theoriegeschichte sowie einen angemessenen Platz zu ermöglichen. Hier spielte wieder einmal Borges mit seinem wegweisenden Essay „El escritor argentino y la tradición“ (in *OC*) eine zentrale Rolle in der Formulierung meiner eigenen Theorie der Postkolonialität (und nicht des Postkolonialismus) und der Hybridität von 1995 an.

5. Im Anschluss an die postkoloniale Theorie (ab 1989), an Bhabha (1994) und an Werbner (1997) sowie an den bereits erwähnten Beitrag von Borges entwickelte ich meine Hybriditätstheorie, die bis heute im Mittelpunkt meiner Arbeiten steht, und zwar als Konzept der Reibung, Oszillation, Konfliktlösung<sup>15</sup>.

---

*d'ensemble*. Paris: Seuil 1968, 297–326; *Sēmēiotikē. Recherches pour une sémanalyse*. Paris: Seuil 1969; *Le texte du roman. Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle*. La Haye: Mouton, 1970.

<sup>14</sup> Hugh Everett III: *Hugh Everett III and the Many Worlds Theory. The Macrocsm of Many Worlds*. In: <<http://everythingforever.com/everett.htm>>, 2004; Bryce Seligman DeWitt / Neill Graham (Hg.): *The Many-Worlds Interpretation of Quantum Mechanics*. Princeton / N.Y.: University Press 1973.

<sup>15</sup> Pnina Werbner (Hg.): *Debating Cultural Hybridity. Multicultural Identities and the Politics of Anti-Racism*. London: Zed Books 1997.

6. Schließlich führte ich 2001 die Theorie und Praxis der ‚Transmedialität‘ und 2008 die der ‚Translatio‘ oder ‚translación‘ ein, womit ich versuchte, einen Beitrag in der sehr disparaten Diskussion der ‚Intermedialität‘ zu leisten und diese durch ein Modell zu ergänzen (2014), das die verschiedenen Diskussionslinien zu erfassen vermöge.

All diese Theorien und Ansätze haben ihren Ort in einer Art von Wissenschaft, die ich als Versuch verstehe, das Denken, die Systeme, die Episteme mit ihren Dispositiven in der Literatur und Kultur zu erfassen und sichtbar zu machen, das aus der Literatur und Kultur entspringende Wissen zu erkennen, einzuordnen und auch für das Heutige produktiv zu machen. Zugleich sind sie Teil einer Lebenspraxis. Hier entsprechen und überlagern sich meine persönlich-soziale und meine wissenschaftliche Biographie. Beide sind zwei Seiten der gleichen Medaille. Und sie bilden das, was ich als „mit einem *Akzent* leben, denken, lesen und schreiben“ nenne, das heißt, die erlebte Theorie und Praxis der *Différance*. Das ist eine Haltung, ein Leben und Arbeiten an und in den Schnittstellen. Das zeigte sich an meiner Habilitation, als Richtigstellung einer schiefgeratenen italienischen Forschung, die nicht vermochte, die Tragödie des 16. Jahrhunderts in ihrer Bedeutung und innovatorischen Kraft zu erkennen, oder das Unvermögen der spanischen Philologie, die spanische Tragikomödie des 17. Jahrhunderts als Antwort auf die normative europäische Tragödie und als ein subversives und nicht als systemstützendes Konstrukt der damaligen Gesellschaft (Maravall und seine Nachfolger) zu verstehen. Hier lag bis tief in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine peinliche und sträfliche Verwechslung von Wirklichkeit und Fiktion vor, und zwar auch in Deutschland. Bei der Revision der Forschung der so genannten Ehrendramen konnte ich zum Unmut einer ganzen (vorwiegend aus Spanien stammenden) Disziplin zeigen, wie mehrere Jahrhunderte mangels Lektüren aus erster Hand oder kraft ideologischer Verblendung immer Falsches weitergegeben wurde. Hier kam der Rat, den mir Blüher gab, niemals aus zweiter Hand zu zitieren, voll zum Tragen. Auf Plagiaten beruhende Irrtümer waren an der Tagesordnung. Dass ich mir mit so einer Arbeit keine Freunde machte und mich an den Rand der akademischen Solidargemeinschaft stellte, war die natürliche Konsequenz. Ähnlich erging es mir mit Borges, als ich dessen Literatur ab 1992 als antifantastisch, transtextuell (und nicht primär intertextuell), als postmodern und postkolonial und ihren Autor als den Begründer des Rhizoms, der Viele-Welten-Theorie und des Web, als den ersten, der ein neues Konzept von Übersetzung und Ge-

schichte einführte und vieles mehr las und interpretierte. Auch in diesem Fall habe ich versucht, manche Exzesse und fehlgeleitete Auslegungen aufzuzeigen. Hier kam aber prompt der zu erwartende Vorwurf auf, Borges für die Kultur des „Zentrums“ zu vereinnahmen und ihn seiner Identität und Zugehörigkeit zur Kultur des Río de la Plata zu berauben, der einzige Ort, von dem aus Borges angeblich adäquat zu lesen wäre, unbeachtet des Faktums, dass es in der Borges-Forschung bereits Vorläufer für die Verortung von Borges in der Postmoderne gab, wie etwa die Arbeiten von Rodríguez Monegal oder der von Edna Aizenberg 1990 herausgegebene Band<sup>16</sup>. Diese lokalpatriotische Kritik war so klischeehaft, dass sie, wie Borges sagen würde, „*previsible*“ war und daher wohl zu vernachlässigen.

Zu meiner an den Schnittstellen verorteten theoretischen Herangehensweise kam meine von unterschiedlichen Sprachen und kulturellen Erfahrungen durchsetzte Wissenschaftssprache. Unter den vielen Sprachen, auf die ich zurückgreifen musste, rangierte Deutsch an erster Stelle, als *die* Sprache der Intimität, des Alltags, der Liebe und des Begehrens sowie als meine bevorzugteste und zu tiefgeliebte Wissenschaftssprache, gefolgt von meiner Muttersprache Spanisch und dann von Französisch, Englisch und Italienisch; Portugiesisch und Katalanisch hatten eine passive Funktion. Sie wurden von mir je nach Bedarf mit unterschiedlicher Intensität abgerufen und einer inneren Anpassung unterworfen, so dass, Assia Djebar paraphrasierend, die von „*mon français traversé par la langue berbère et arabe*“ sprach<sup>17</sup>, all diese Sprachen zu meinen Sprachen wurden, mit meinem *Akzent*, sie sind voneinander durchsetzt, überlagert, und es wimmelt von Neologismen und Konstruktionen, die nur ein Ziel haben, die bestmögliche Ausdrucksweise für das beschriebene Objekt zu schöpfen. Das alles stieß nicht auf Akzeptanz in der akademischen community und so verlief mein akademisches Leben in Deutschland durch ein Oszillieren zwischen Akzeptanz und Ablehnung, zwischen Zuneigung und tiefer Abneigung. Das war und ist wohl der Preis dafür, sich nicht vereinnahmen zu lassen, sich die Freiheit zu bewahren, sich selbst performativ zu bestimmen, als Wis-

<sup>16</sup> Emir Rodríguez Monegal: „Borges y la ‘nouvelle critique‘“. In: Jaime Alazraki (Hg.): *Jorge Luis Borges. El escritor y la crítica*. Madrid: Taurus 1976, 276–287; „Borges & Derrida: boticarios“. In: *Maldoror* 21 (1985), 123–132; „Borges and Derrida: Apothecaries“. In: Edna Aizenberg (Hg.): *Borges and His Successors. The Borgian Impact on Literature and the Arts*. Columbia / London: University of Missouri Press 1990, 128–137.

<sup>17</sup> Assia Djebar: *Ces voix qui m’assiègent*. Paris: Albin Michel 1999.

senschafts-, Verfassungs- und Kulturdeutscher. Die deutsche Sprache wurde zu einem Teil meiner Identität, sogar zu meiner eigentlichen Heimat durch ihren Klang und Rhythmus. Das erfuhr ich immer wieder, als ich z.B. in New York, Buenos Aires, Barcelona, Paris oder Tel Aviv die Luft-hansamaschine bestieg und mir die Crew den Gruß entgegnete; da wusste ich, ich bin wieder zu Hause. Bei keiner anderen Sprache machte ich so eine emotionelle Erfahrung.

Das bisher knapp und dichtgedrängt Beschriebene markiert meinen *Akzent*, der eines Denkens, Lebens und Schreibens an den Schnittstellen, in der *Différance*, in ‚*la pensée mineure*‘, (Deleuze), in ‚*la pensée-autre*‘ bzw. in ‚*la double critique*‘ (Abdelkebir Khatibi)<sup>18</sup> geprägt durch meinen „Jargon“, mein „Patois“, mein „Kauderwelsch“.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Lehre gewesen: Das, was für mich in der Forschung von Bedeutung war, hatte in der Lehre keine mindere Relevanz. Ich muss gestehen, dass ich nie gern gelehrt habe, dennoch habe ich die Lehre nie vernachlässigt. Ich sah meine Aufgabe darin, die Studierenden nicht mit Wissen zu erdrücken, dafür sind die Bibliotheken unendlich besser ausgestattet als jeder Lehrer, sondern ihnen das Denken beizubringen, um selbstständig und frei komplexe kulturelle Phänomene zu behandeln. Ferner auch ihnen eine kulturelle Sensibilität, eine Disposition für Vielfalt und Differenzierung sowie einige Instrumente für ihr Leben zu vermitteln. Ein solches Lehrziel erweist sich gerade in unseren aus den Fugen geratenen Zeiten als essenziell. Ob mir das gelungen ist, wird jeder für sich wissen und am besten beantworten können. Ich kann ein gewisses Gelingen aufgrund einiger weniger, aber doch relevanter Rückmeldungen in den letzten sechsunddreißig Jahren punktuell annehmen. Mein Ziel war, jeden Studierenden mitzunehmen, und so verfuhr ich nach dem Prinzip von Hermann Scherchen, dem schweizerischen *spiritus rector* der europäischen Musikavantgarde in den 50er und 60er Jahren und begnadetem Lehrer für Orchesterdirektion, der predigte: „Wenn ein Orchester schlecht spielt, ist nicht das Orchester dafür verantwortlich, sondern der Dirigent“. Daher habe ich mich nie an Studierendenschelten beteiligt, sondern meine

---

<sup>18</sup> Abdelkebir Khatibi: *La mémoire tatouée: autobiographie d'un décolonisé*. Paris: Denoël 1971/1979; *Maghreb Pluriel*. Paris: Denoël 1983; *Figures de l'étranger dans la littérature française*. Paris: Denoël 1987; *Penser le Maghreb*. Rabat: SEMR 1993.

Energie darangesetzt, und das war für mich die Kunst, alle zu motivieren, auch dann, wenn Enttäuschungen nicht zu vermeiden waren.

Dankbar bin ich für den Ruf an die traditionsreiche, über sechshundertjährige Alma mater Lipsiensis, ein wahrer Glücksfall, auch in dieser prachtvollen und nicht minder traditionsreichen tausendjährigen Stadt Leipzig wohnen und mitwirken zu dürfen, täglich ein bisschen Geschichte mit vielen anderen MitstreiterInnen zu gestalten, so dass ich von „*meiner Alma mater Lipsiensis*“, von *meinem Leipzig* sprechen kann.

Dankbar bin ich für die jungen Menschen, die ich gleich zu Anfang meiner Tätigkeit in Leipzig vorfand, einige davon sind ProfessorInnen geworden, andere haben bei mir promoviert und sich habilitiert. Alle sind respektable WissenschaftlerInnen geworden<sup>19</sup>. Dankbar bin ich auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der, auch aus unterschiedlichen Ländern kommend, mit mir seit 1993 gearbeitet hat, bis heute noch arbeitet, jährlich zu mir kommt und mich immer von Neuem motiviert, ja mich drängt, mich in immer neue Gebiete einzuarbeiten. Sie haben mich trotz meines so genannten Ruhestandes aus ihrer Mitte nicht entlassen.

Nun bin ich im sog. „Ruhestand“. Das Wort finde ich deplatziert und antiquiert, ich kann mit der Bezeichnung wahrlich nichts, aber gar nichts anfangen. Denn eigentlich haben wir ProfessorInnen nur unser Amt nicht mehr, aber wir können weiter lehren (zumindest in Sachsen), alle möglichen Abschlussarbeiten, inklusive Promotionen und Habilitationen betreuen, uns an Forschungsprojekten beteiligen, und auch die Aktivitäten im Bereich der Vorträge, Gastprofessuren, Tagungen und Publikationen reißen nicht ab. Und dennoch ist das Ende dieses Lebensabschnitts ein immens wichtiges, das auch mit negativen, oft unerwarteten Erscheinungen und bösen Überraschungen aller Art (auch von ganz unerwarteter Seite) zu tun hat, und man muss lernen, diese zu meistern, was mir zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Beitrags immer noch nicht ganz gelungen ist. Man hadert doch mit der neu gewonnenen Zeit, obwohl viele Emeriti angeben, dass es ihnen hervorragend gehe. Bei mir ist es nicht ganz so, und hier ist die Familie, sind meine Frau und meine Kinder meine besten Ratgeber und Lenker in dieser neuen Realität.

---

<sup>19</sup> Claudia Gronemann (Prof. in Mannheim), Cornelia Sieber (Prof. in Mainz/Germersheim), Annegret Thiem (Prof. in Paderborn); des Weiteren siehe für Promovierten und Habilitierten: <<http://home.uni-leipzig.de/detoro/thesis-director/>>.



Da ich noch aktiv bin, kann ich schwer ein endgültiges Fazit ziehen. Als Zwischenfazit könnte meine Freude darüber dienen, dass seit Jahren und bis heute ununterbrochen die jüngere Generation von NachwuchswissenschaftlerInnen meine Arbeiten rezipiert und nach Leipzig pilgert, dass sie es sind, die mich stets zu aller Art von Aktivitäten einladen. Ferner ist es erfreulich zu verzeichnen, dass meine aktiven Beziehungen zu marokkanischen Universitäten, zur Universidad Católica in Santiago de Chile, zur Hebräischen Universität Jerusalem, zur Università Ca'Foscari in Venedig oder zur Universität Warschau mit gleicher Intensität weitergehen. Diese stellen ein Stück akademischer Heimat dar.

Es ist mir auch ein besonderes Bedürfnis kundzutun, dass es aus meiner Sicht um die deutsche Romanistik bestens bestellt ist. Dabei gehören Hispanistik und Frankophonieforschung gemessen an ihrer Innovationskraft und Originalität zu den Spitzendisziplinen der Romanistik. Ich halte die Romanistik insgesamt angesichts ihrer Qualität und Breite für eine Disziplin, deren Ergebnisse zu den besten weltweit gehören, und sie steht auch im Vergleich mit Arbeiten aus so genannten Eliteuniversitäten glänzend da. Sorgen macht mir aber eine seit beinahe einem Jahrzehnt zu beobachtende und zunehmende gewisse Kritikunfähigkeit und Kritiklosigkeit. Sie zeugt von einer mangelnden gesunden Streitkultur, die heute von einem Orkan der Nettigkeiten durch den Einfluss aus den USA aus der deutschen akademischen Gemeinschaft weggefegt worden zu sein scheint; im Übrigen ein weltweit zu beobachtendes Phänomen. Wer heute Kritik übt, gilt als Querulant. So nett sieht ein Teil der Philologien und Kulturwissenschaften heute aus. Statt Kritik macht sich in den Literatur- und Kulturwissenschaften in manchen Fällen tendenziell ein gewisser manieristischer Hedonismus breit, bei dem sich die ‚*agudeza*‘ in purer rhetorischer Akribie erschöpft und es dieser deshalb nicht gelingt, zu einem ‚*conchetto*‘ zu werden. Gracián lässt grüßen!<sup>20</sup> Junge WissenschaftlerInnen scheinen gezwungen zu sein, sich fast jedem mainstream anzuschließen. Statt redliche wissenschaftliche Positionen einzunehmen und dafür zu streiten, sind offenbar die Bildung von Netzwerken, Dienlichkeit und Opportunität wichtiger geworden. Geschmeidigkeit ist die neue Götze der Zeit.

Eine weitere Gefahr, die in der Zukunft beachtet werden muss, ist die stete Einbuße der Hochschulautonomie, begleitet von einer ungebremsten Macht-

---

<sup>20</sup> Baltasar Gracián: *Agudeza y arte de ingenio*. Madrid: Castalia 1969, Bd. I–2.

fülle, oft von technokratisch ausgerichteten RektorInnen, die vor allem für die Geisteswissenschaften und die Philologien schlimme Folgen hat.

Die Geisteswissenschaften und Philologien sind seit Jahrzehnten von der Politik immer als Entstehungsort von grundständigem Wissen in Frage gestellt und zugunsten einer Umfunktionalisierung zum angewandten Wissen in Verruf gebracht worden. Heute auf die notwendige „Wissenschaftlichkeit“ unserer Disziplinen hinzuweisen, klingt wie ein Ruf von einem anderen Planeten, und das hat längst sich in einem mangelnden Theoriebewusstsein, teilweise auch in der Romanistik, niedergeschlagen. Die selbstberufenen ‚Praktiker‘ und ‚Anwender‘ sind auf dem Vormarsch. Die Universität ist jedoch der einzige übriggebliebene Ort, an dem Grundlagenforschung in der Breite möglich ist und mit der Lehre verbunden wird. Damit leistet die Universität, und in unserem Fall die Romanistik, einen unermesslichen Dienst für die künftige Entwicklung einer Gesellschaft, sowohl was die Mehrung des Wissens und seine Verbreitung als auch, was die Förderung sozialer Kompetenzen betrifft, also für ein demokratisches Bewusstsein. Hier ist die Romanistik als ein transdisziplinäres und transkulturelles Fach *par excellence* aufgerufen, viel stärker und sichtbarer gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen und Widerstand gegen eine Ökonomisierung der Universität zu leisten.

Es ist deshalb notwendig, immer wieder daran zu erinnern, dass es die Philologien mit ihren unterschiedlichen Objekten sind, und hier kommt der Romanistik in ihrer genuinen Vielheit eine ganz besondere Rolle zu, die die wahren Entdecker und Antizipatoren dessen waren und sind, was sich in einer Gesellschaft, oft viele Jahre oder Jahrzehnte später, ereignen wird. Die Geisteswissenschaften und die Philologien spüren, nehmen auf und behandeln neue Tendenzen und Phänomene und bieten Handlungsweisen, Verhaltensmodelle und Lebenshilfen an, wie bereits die deutsche Rezeptionsästhetik in den siebziger Jahren nachgewiesen hat. Sie transportieren ein großes Wissen und Erfahrungen und sind prinzipiell sich selbst verpflichtet, woraus sich die Freiheit ihrer Aussagen und ihre Wertigkeit ergeben. Die Notwendigkeit der Philologien wurde sowohl in den Geschichtswissenschaften als auch in der Philosophie und in den Naturwissenschaften aufgrund ihrer Analyse- und Beschreibungsfähigkeit von gesellschaftlichen Prozessen sowie für den Entwurf von Problem- und Konfliktlösungen längst erkannt. Die Funktion der Geisteswissenschaften und der Philologien und deren Beitrag zur Bildung von aufgeklärten Persönlichkeiten und damit zur Gestaltung eines demokratischen Gemeinwesens

sowie zur Erlangung von am globalen Markt dringend benötigten Fertigkeiten wird komplett verkannt.

Die von Derrida in Anlehnung an Humboldt beschriebene „*université sans conditions*“ ist der letzte Ort eines kritischen Widerstands, an dem Recht und Funktion der Universität als Ort der Aufklärung ausgeübt wird, an dem keine Bereiche unhinterfragt bleiben, ein Ort des Nachdenkens, des Erfindens, des Infragestellens, des Experimentierens, der öffentlichen Intervention. Sie ist der Ort des zivilen und intellektuellen Ungehorsams, der für einen demokratischen Staat lebenswichtig ist. Allein hier liegt ein Grund dafür, weshalb die Geisteswissenschaften nicht Willkür, Technokratie und Ökonomie unterworfen werden dürfen. Über ihre Autonomie je nach politischer Opportunität zu verfügen, entlarvt die Hochschulautonomie als Mär. Unsere Wissenschaft muss heutzutage, so wie in den 60er und 70er Jahren, politischer denn je sein, und zwar im Sinne von „*le politique*“ von Derrida.

Die Romanistik muss hier ihren politischen Beitrag leisten, auch um sich vor der gesellschaftlichen Unsichtbarkeit zu bewahren.

### Publikationen (Auswahl)<sup>21</sup>

- „Arte como procedimiento: El Lazarillo de Tormes“. In: *La Picaresca, Orígenes, Textos y Estructuras. 1er Congreso Internacional sobre la Picaresca, Madrid 1976*. Madrid: F. Universitaria Española 1979, 383–404.
- „Hacia una tipología de las estructuras temporales en la novela contemporánea: *Cien años de soledad*, *La casa verde* y *La maison de rendez-vous*“. In: *Dispositio* IX/24-26 (2001), 19–52.
- „Sistema semiótico-estructural del drama de honor de Lope de Vega y Calderón de la Barca“. In: *Revista Canadiense de Estudios Hispánicos* IX (invierno 1985a), 181–202.
- *Die Zeitstruktur im Gegenwartsroman am Beispiel von G. García Márquez, „Cien años de soledad“, M. Vargas Llosa, „La casa verde“ und A. Robbe-Grillet „La maison de rendez-vous“*. Tübingen: Narr 1986
- „Bouvard et Pécuchet: description du niveau de l’histoire“. In: Idem (Hg.): *Gustave Flaubert. Procédés narratifs et épistémologiques*. Tübingen: Narr 1987a, 121–149.
- *Los laberintos del tiempo. Temporalidad y narración en la novela contemporánea (G. García Márquez, M. Vargas Llosa, J. Rulfo y A. Robbe-Grillet)*. Frankfurt: Vervuert 1992/2002.
- *Von den Ähnlichkeiten und Differenzen. Ehre und Drama des 16. und 17. Jahrhunderts in Italien und Spanien*. Mit einem Vorwort von H. W. Sullivan. Frankfurt: Vervuert 1993.
- *De las similitudes y diferencias. Honor y drama de los siglos XVI y XVII en Italia y España*. Frankfurt am Main: Vervuert 1998.
- „Überlegungen zu einer transdisziplinären, transkulturellen und transtextuellen Theaterwissenschaft im Kontext einer postmodernen und postkolonialen Kulturtheorie der ‚Hybridität‘ und ‚Trans-Medialität‘“. In: *Maske und Kothurn* 45/3-4 (2001), 23–69.
- „Translatio e Historia“. In: Rafael Olea Franco (Hg.): *In Memoriam. Jorge Luis Borges*. México: El Colegio de México. 2008, 191–236.
- *Borges Infinito. Borgesvirtual. Pensamiento y Saber en los Siglos XX y XXI*. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 2008.
- *Epistémologies Le ‚Maghreb‘. Hybridité – Transculturalité – Transmédiatité – Transtextualité – Corps – Globalisation – Diasporisation*. Paris: L’Harmattan 2009/2011.

---

<sup>21</sup> Vollständige Bibliographie unter <<http://home.uni-leipzig.de/detoro/category/publications-and-lectures/publications/>>.

- Barcelona 441  
Bayreuth 431  
Berlin 427  
Buenos Aires 422, 423, 441  
Chile 430  
Deutschland 421, 431, 433,  
439, 440  
Dresden 427  
Hamburg 427, 428  
*Italien* 428, 438, 446  
Jerusalem 443  
Lateinamerika 422, 428, 430  
Leipzig 427, 430, 442, 443  
London 421  
Marokko 425  
München 421, 428, 431, 433  
New York 421, 427, 441  
Paris 431, 441  
Regensburg 429, 430  
Río de la Plata 440  
Saarbrücken 421  
Sachsen 442  
Santiago de Chile 443  
*Spanien* 428, 433, 438, 439,  
446  
Venedig 443  
Tel Aviv 441  
Warschau 443  
Schwabing 421  
USA 443
- Abdelmoumen, Mélikah 421  
Aizenberg, Edna 440  
Alazraki, Jaime 440  
Arrau, Claudio 421, 422, 426,  
427  
Ashcroft, Bill 434  
Auerbach, Erich 433  
Bachtin, Michail M. 434  
Balzac, Honoré de 431  
Barthes, Roland 431, 434  
Bataillon, Marcel 433  
Baudrillard, Jean 432  
Beethoven, Ludwig van 421  
Bhabha, Homi K. 434, 438  
Blüher, Karl Alfred 433, 439  
Borges, Jorge Luis 423, 424,  
425, 426, 438, 439, 440,  
446  
Boudjedra, Rachid 426  
Brahms, Johannes 421  
Braidotti, Rosi 421  
Bruckner, Anton 427  
Butler, Judith 437  
Calderón de la Barca, Pedro  
433, 446  
Carpentier, Alejo 429  
Chopin, Frédéric 421  
Clifford, James 434  
Cohen, Robin 434  
Curtius, Hans Robert 433  
Deleuze, Gilles 431, 432, 436,  
437, 441  
Derrida, Jacques 431, 432,  
436, 437, 440, 445  
DeWitt, Bryce Seligmann  
438

- Dirlik, Arif 434  
 Djebbar, Assia 426, 440  
 Flaubert, Gustave 429, 431, 446  
 Foucault, Michel 425, 431, 436  
 Friedrich, Hugo 433  
 Genette, Gérard 434  
 Gilels, Emil 421  
 Goethe, Johann Wolfgang von 422, 430  
 Gracián, Baltasar 443  
 Graham, Neill 438  
 Guattari, Felix 431, 432, 436  
 Herrige, Eugen 422  
 Horowitz, Vladimir 421  
 Iguarán, Úrsula 430  
 Ingenschay, Dieter 421  
 Iser, Wolfgang 433  
 Jakobson, Roman 434  
 Jauß, Hans Robert 433  
 Jelloun, Taher Ben 426  
 Kempff, Wilhelm 422  
 Khatibi, Abdelkebir 426, 441  
 Köhler, Erich 433  
 Krauß, Henning 433  
 Kristeva, Julia 437  
 Le Goff, Jacques 434  
 Liszt, Franz 421  
 Lope de Vega 446  
 Lotman, Jurij Michailowitsch 431, 434  
 Lyotard, Jean-François 432  
 Mahler, Gustav 427  
 Maravall, José Antonio 439  
*Márquez, García G.* 446  
 Menard, Pierre 424  
 Meyer-Minnemann, Klaus 421, 429, 430  
 Monegal, Emir Rodríguez 440  
 Mozart, Wolfgang Amadeus 421  
 Olea Franco, Rafael 446  
 Ortega y Gasset, José 429  
 Parker, Alexander A. 433  
 Popper, Karl 432  
 Propp, Wladimir 434  
 Richter, Swjatoslaw Teofilowitsch 421  
 Rieger, Dietmar 433  
 Riesz, János 431  
*Robbe-Grillet, Alain* 446  
 Rössner, Michael 421  
 Rovatt, Pier 432  
 Rubinstein, Artur 421  
*Rulfo, Juan* 446  
 Said, Edward 434  
 Sansa, Boulamen 426  
 Scherchen, Hermann 441  
 Schiller, Friedrich 430  
 Schnabel, Artur 422  
 Schubert, Franz 421  
 Schulz-Buschhaus, Ulrich 428  
 Schumann, Robert 421  
 Segarra, Marta 421  
 Shaw, Bernard 424  
 Sinopoli, Giuseppe 427, 428  
 Šklovsky, Viktor 434

- Stegmann, Tillo 429, 430  
Stegmüller, Wolfgang 432  
Stierle, Karlheinz 433  
Striedter, Jurij 434  
Sullivan, Henry W. 446  
Titzmann, Michael 433  
Todorov, Tzvetan 434  
**Toro, Alfonso de** 421, 428,  
446  
Toro, Sylvia de 427  
Tynjanov, Jury 434  
Vargas Llosa, Mario 429, 446  
Vattimo, Gianni 432  
Warning, Rainer 431, 435  
Webner 438  
Welsch, Wolfgang 437  
Werbner, Pnina 438  
White, Hayden 434  
Wilkins, John 425  
Wittgenstein, Ludwig 432